Heimatecke

Aus meiner Vaterstadt Warburg

Jugenderinnerungen von L. Weingärtner.

(3. Fortsetzung)

Ich sehe sie noch deutlich stehen. Zuweilen schrieb uns dann der Lehrer noch einige Zeilen darunter, welche aber wieder ausgewischt wurden. Das Rechtschreiben wurde uns dadurch beigebracht, daß der Lehrer aus einer alten Naturgeschichte, Abteilung für Mineralien, uns einen Absatz mit absichtlich möglichst vielen orthographischen Fehlern an die Tafel schrieb; wir mußten dieses dann fehlerfrei in unser Heft schreiben. Mir ist später von Schulmännern gesagt, es sei dieses eine verkehrte, längst verworfene Anleitung gewesen; ich muß aber demgegenüber behaupten, daß ich viel dadurch gelernt habe und daß sich unter den mannigfachen Fehlern, welche meine Lehrer später an mir rügten, niemals mangelhafte Orthographie befand.

Lehrer Schrader, der „kleine Lehrer", brachte seine Schüler so weit, daß sie die Prüfung für die Sexta bestehen konnten. Diejenigen Schüler aber, welche nicht ganz früh oder gar nicht zum Gymnasium wollten, kamen noch auf die große Schule zu Lehrer Schmidtdiel. Von den Knaben aus besseren Familien wurde die große Schule meist gemieden, es sollte dort etwas wüst hergehen. Lehrer Schmidtdiel mag auch oft genug seine liebe Not gehabt haben, eine so große Anzahl von Jungens zu bändigen. „Altes Luder, altes Unkraut" war das Schimpfwort, welches ihm zuweilen im höchsten Zorne entfuhr.

Einen Spielplatz hatten die Elementarschüler nicht; der Klosterhof war in den Händen der Gymnasiasten, welche auch die Beherrscher der Klostergänge waren, in denen den Elementarschülern der Aufenthalt nicht gestattet war; wer Lust dazu hatte, trieb sich vor der Schule, auch wohl während des Unterrichts auf der Holzkammer herum, wo auch die in geradezu entsetzlichem Zustande befindlichen Bedürfnisanstalten waren. Unter der eigentlichen Holzkammer war noch eine Art Kellergeschoß, das aber nur von mutigeren Schülern aufgesucht wurde, weil das Gerücht ging, es seien dort „Melke" (Iltisse). Diejenigen, welche in die Antiefe hinabstiegen, bewaffneten sich meist mit einem Holzscheit und erzählten uns hinterher von ihren Kämpfen mit jenen Antieren, die dort in der Finsternis und Feuchtigkeit aber gar nicht zu leben wagten.

Ein Glanzpunkt im Schuljahre war der Namenstag des Lehrers. Ignaz hieß unser guter Lehrer Schrader; sein Namenstag wurde am 31. Juli gefeiert. Schon Wochen vorher wurde eine Liste aufgestellt; mehrere der obenan sitzenden Schüler gingen sammeln von Haus zu Haus. Nur wer etwas gab, und wären es nur 3 Pfg. gewesen, durfte bei der Feier erscheinen, ein rücksichtsloses Verfahren gegen die ärmeren Mitschüler, das mir in späteren Jahren und heute noch unbegreiflich erschien; damals fühlte ich es nicht, wie ich zu meiner Beschämung gestehen muß. Am Vormittage vor dem Feste zogen einige größere Schüler mit Handwagen zum Wormeler Holze, das sich damals noch fast bis an das Dorf Wormeln erstreckte, und holten Eichenlaub zu Kränzen. Der Besitzer Blomeyer erlaubte uns dieses gern, wenn wir vorher bei ihm anfragten. Nachmittags vor dem Feste wurden Guirlanden und Kränze gemacht, wobei uns in der Regel einige größere Mädchen halfen. Einmal sollte die Sache recht feierlich gemacht werden, es sollte sich von der Decke her auf das Haupt des Gefeierten eine aus Tannenbändern und Blumen hergestellte Krone herablassen. Ich war dazu ausersehen, die äußerst primitive Mechanik mit einem Bindfaden in Betrieb zu setzen, da versagte das Kunstwerk im gegebenen Augenblicke; wohl zu unserm Glücke! Denn was der gute Lehrer hätte anfangen sollen, wenn ihm die Krone über den Kopf gestülpt war, darüber hatten wir nicht nachgedacht.

Unser Geschenk bestand in einem Schneckenkuchen und in dem gesammelten Gelde. Die Gehälter der Lehrer waren ja damals so gering, daß ihm eine solche freiwillige Beisteuer ein willkommener Zuschuß zu seinem Gehalt war.

Jeder der Mitfeiernden bekam am Schluß des Festes einen Zuckerkrengel, manche wußten es auch so einzurichten, daß sie deren zweie erwischten. Zum Namenstage des Lehrers hatten wir das althergebrachte Recht, sämtliche als Zuchtmittel gebrauchten Stöcke verschwinden zu lassen; lag doch darin das stillschweigende Versprechen, uns in Zukunft so zu betragen, daß eine körperliche Züchtigung, welche wir überhaupt für überflüssig hielten, nicht mehr nötig sein sollte. Aber es kam immer wieder anders.

Lehrer Schrader ist längst dahin gegangen, wo ihm der Lohn für sein mühevolles Leben nicht fehlen wird. Aber er hat doch ein ziemliches Alter erreicht und konnte in den letzten Jahren seines Lebens als Pensionär mit Befriedigung auf seine Taten und Leistungen zurückblicken, geschätzt und geachtet von seinen alten Schülern und Mitbürgern.

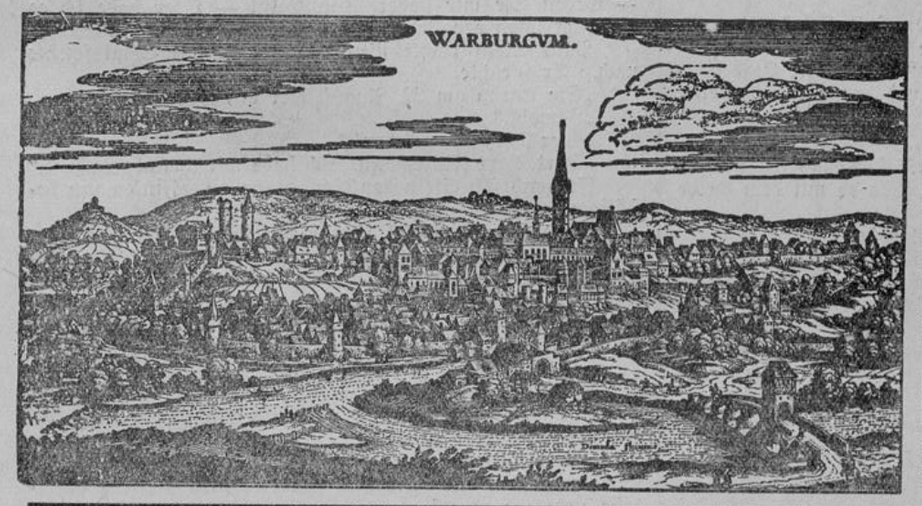
Einige meiner damaligen Genossen sind als Kaufleute, Ackerbürger, Handwerker und Arbeiter in der Vaterstadt zurückgeblieben; die übrigen sind nach allen Richtungen auseinander geweht. Einen derselben traf ich in meiner jetzigen Heimat wieder als gut gestellten Handwerksmeister; er hatte nach der Entlassung aus der Schule hier sein Handwerk gelernt und ist dann später Meister und auch Hausbesitzer geworden; er hat es zu etwas gebracht. Daß einer der Mitschüler vollständig zu Grunde gegangen ist, habe ich nicht gehört. Die Stöcke der Lehrer Schrader und Schmidtdiel müssen sich wohl als besonders wirkungsvoll erwiesen haben. Einer aus unserer Mitte hat es besonders weit gebracht; es ist dieses Johannes Kohlschein in Düsseldorf, der für einen der ersten Kupferstecher gilt. Schon in der Elementarschule zeigte sich seine Gabe zum Zeichnen, indem er Soldaten, Kerlchens und andere schöne Sachen auf das Papier brachte. Einst war er mein Nachbar auf der Schulbank; in der Schönschreibstunde hatte er, statt zu schreiben, den Umschlag („Umklapp", wie wir sagten) mit Soldaten bemalt. Ich sehe sie noch deutlich mit dem Gewehr auf der Schulter vorbei ziehen. Lehrer Schrader erkannte aber leider diese Bestrebungen nicht an; er mußte einen Platz herunter, was mein Vorteil war, da ich aufrückte. Vielleicht hat dieser Vorfall Veranlassung gegeben, daß Kohlschein sich später niemals auf dem Gebiete der Schlachtenmalerei versucht hat, sondern sich nur der christlichen Kunst zuwendete. Seine Bilder sind durch den Rheinisch-Westfälischen Kunstverein ausreichend bekannt geworden.

Diejenigen Schüler, welche nach Stellung und Verhältnissen ihrer Eltern zum Studieren, wenn auch nur für die unteren Klassen des Gymnasiums bestimmt waren, suchten möglichst bald auf das Progymnasium zu kommen. Die Ueberfüllung der Elementarschulen war allzu groß, der beste Lehrer konnte den Anforderungen nicht voll und ganz gerecht werden. Während des Unterrichts war der Lehrer obendrein noch die meiste Zeit mit dem Anschneiden der Gänsefedern beschäftigt, eine Arbeit, die auch seine kurze Mittagspause ausfüllte. Die Gänse, welche damals von allen Bürgern gehalten wurden, lieferten auch die Schreibfedern. Am besten waren die Federn, welche die Gänse zur Zeit der Mauser verloren; sie mußten aber, wie man annahm, erst noch einige Wochen an der Luft hängen, damit sie hart wurden. Zum Schreiben fertiggestellte, sogenannte abgezogene Federn kamen seltener vor.

Das Warburger Progymnasium war die Fortsetzung der alten Klosterschule und reichte bis einschließlich Obertertia. Von den Ordensgeistlichen lebte damals noch, nebenbei bemerkt, als einziger der Pater Pius, welcher der Warburger Familie Fischer entstammte. Die Sexta war in einem kleinen städtischen Hause, welches auf dem Platze stand, wo jetzt das Akkumulatoren-Gebäude des elektrischen Lichtwerkes errichtet ist. Die übrigen Klassen befanden sich im Kloster über den Elementarschulen. Die Anstalt stand unter einem Dirigenten, dem Oberlehrer Havenecker; außerdem waren als Lehrer zwei Geistliche angestellt, welche ebenfalls mit dem Titel Professor angeredet wurden, obgleich ihnen dieser Titel niemals verliehen war. Als Lehrer der Sexta war der Vikar der Neustädter Pfarrkirche beschäftigt. Alle vier Lehrer hatten ihre Wohnung und ihren gemeinschaftlichen Haushalt in denjenigen Räumen des Klosters, welche jetzt als Dienstwohnung des Gymnasialdirektors dienen. In der kleinen Schule hatte ich schon in der ersten Bank gesessen und sollte diese Schule eigentlich noch ein Jahr besuchen. Als ich dann aber im Herbste bei Wiederbeginn des Unterrichtes hörte, daß mehrere Mitschüler, die nur wenig älter waren als ich, die Prüfung für die Sexta bestanden hatten, ließ es auch mir keine Ruhe mehr; ich wollte ebenfalls ein „Student" werden, obgleich ich nur einige Monate über 8 Jahre alt war. So mußte denn meine Mutter mit mir zu den Professoren, um mich anzumelden. Damit ich etwas älter aussähe, zog ich eine Jacke meines älteren Bruders an, an welcher die Aermel, welche zu lang waren, umgeschlagen werden mußten; aber ich muß wohl noch immer nicht alt genug ausgesehen haben, denn der gute Havenecker riet uns dringend, noch ein Jahr zu warten, ich sei doch noch zu jung. Hier mußte meine Mutter mit der Mitteilung eingreifen, daß doch unter den neu aufgenommenen Sextanern mehrere gleichalterig, einer sogar noch zwei Monate jünger sei. Der gute Herr sah, daß er bezüglich des Alters dieser Schüler getäuscht war; ein Geburtsschein wurde damals noch nicht eingefordert; aber der Widerstand war gebrochen.

(Fortsetzung folgt)

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 12 | 9. Februar 1935 | 9. Jahrgang

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben". Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

[11 Fortsetzung]

Marta Gerdahlen begab sich wieder ins Erdgeschoß. Hier wartete Friedrich Finkemann, der Gutsinspektor auf sie.

„Gnädige Frau, darf ich Sie einmal sprechen?"

„Bitte, Herr Finkemann, kommen Sie mit!"

Drinn im Zimmer erklärte der Gutsinspektor:

„Ich suchte Herrn Dr. Gerdahlen, fand ihn aber nirgends. Da wollte ich Sie verständigen. — Es ist ein Mann drüben bei mir, der Viehhändler Holler."

„Und was ist mit diesem Mann?"

„Wir arbeiten öfters mit ihm. Aber heute ist er in einer höchst sonderbaren Angelegenheit hier. Er will Geld haben. — 25 000 Mark."

„Geld will er haben? — Ich denke, er kauft Vieh von uns? Da hat er doch uns Geld zu geben. — Und solch hohe Summe?"

„Das Geld ist jetzt fällig. Herr Gerdahlen schulde es ihm."

„Mein Sohn?"

„Nein, der alte Herr Gerdahlen."

„Mein Schwager soll diesem Menschen Geld schulden? — Ausgeschlossen!"

„Das habe ich ihm auch gesagt; aber er hat mir einen Schuldschein vorgezeigt, den Herr Joachim Gerdahlen geschrieben und unterschrieben hat."

„Wo ist der Schuldschein?"

„Er gibt ihn nicht aus der Hand."

„Weisen Sie ihn an Justizrat Seibold!"

„Er lehnt das ab; er sagt, das Geld sei fällig, und wir müßten ihm das Geld geben. — Er ist sehr aufdringlich."

„Aber mein Schwager hat sich doch nie Geld geliehen! — Wozu denn?"

„Das ist mir auch ein Rätsel."

„Es muß ein Mißverständnis sein."

„Aber der Schuldschein?"

Die Tür öffnete sich, und Egon Gerdahlen trat ein. Rasch verständigten ihn seine Mutter und Friedrich Finkemann von dem Vorgefallenen. Da erklärte er kurz entschlossen:

„Ich will mit hinüber zu Ihnen gehen und mir den Schein ansehen."

Gemeinsam mit dem Gutsinspektor ging Egon Gerdahlen hinüber zum Wirtschaftsgebäude.

Er musterte argwöhnisch den Besucher.

„Sind Sie Herr Holler?"

Der große, dicke Mann nickte.

„Der bin ich. — Was ist nun mit dem Geld?"

„Geld wollen Sie?"

„Ja! — Hier ist der Schuldschein. Sie werden schon davon wissen!"

„Ich weiß von keinem Schuldschein."

„Na, da hat eben der alte Herr Gerdahlen nicht davon gesprochen. Aber die Sache ist richtig. — Und Sie haben jetzt Vollmacht hier; also möchte ich schon nunmehr um Auszahlung bitten."

„Erlauben Sie einmal! Die ganze Sache kommt mir sehr sonderbar vor."

August Holler brauste auf.

„Sonderbar? — Na, hören Sie mal! — Da ist der Schuldschein! Hier steht es klar und deutlich, daß ich am 1. November 25 000 Mark zu erhalten habe. — Also, was ist da noch sonderbar?"

„Lassen Sie mich einmal lesen!"

„Hier!"

Egon Gerdahlen wollte den Schein an sich nehmen; aber damit war August Holler nicht einverstanden.

„Nee, nee, aus den Händen gebe ich den Schein nicht. — So, ich halte ihn ganz ruhig, jetzt können Sie ja lesen!"

Und Egon Gerdahlen las, was da von Joachim Gerdahlens Hand geschrieben stand: „Ich bekenne hiermit, heute von Herrn August Holler in Bernestadt in bar die Summe von 25 000 Mark leihweise erhalten zu haben und verpflichte mich, den Betrag nebst 8 Prozent Zinsen spätestens am 1. November dieses Jahres in bar an Herrn August Holler zurückzuzahlen. Hohenfried, am 22. August. — Joachim Gerdahlen."

Ueberrascht starrte Egon Gerdahlen auf das Schriftstück. Was sollte das bedeuten? Joachim Gerdahlen, der reiche Mann, ließ sich von dem Viehhändler Holler 25 000 Mark? — Einen Tag vor seinem Tode? —

Er schüttelte den Kopf.

„Das kann nicht stimmen."

August Holler furchte die Stirn.

„Was denn? — Nicht stimmen? Wollen Sie mich etwa um mein schönes Geld bringen? Dann irren Sie sich nur nicht in mir! Das lasse ich mir nicht gefallen! — Ich verlange heute das Geld, ich gehe nicht eher fort!"

„Sagen Sie mal, wozu brauchte denn mein Onkel das Geld von Ihnen?“

„Wozu? — Weiß ich es? — Das hat er mir natürlich nicht gesagt.“

„Das ist ja ausgeschlossen.“

„Was ist ausgeschlossen?“

„Daß mein Onkel sich von Ihnen Geld lieh.“

„Hören Sie mal, das sagen Sie aber jetzt nicht wieder! — Ich habe es aus Gefälligkeit getan. Der alte Herr Gerdahlen hatte eben rasch die Summe gebraucht, und da sollte ich einspringen.“

„Wozu gebraucht?“

„Was hatte ich danach zu fragen! Ich wäre schön angekommen, wenn ich ihn gefragt hätte, was er mit dem Gelde machen wolle.“

„Ich kann Ihnen das Geld nicht geben.“

„So, nicht geben! — Und damit wollen Sie mich wohl abfertigen?“

„Ich werde die Sache Herrn Justizrat Seibold unterbreiten.“

„Unsinn! — Was geht mich dieser Justizrat an? Sie haben mir mein Geld zu geben. Wollen Sie das, oder wollen Sie das nicht?“

Egon Gerdahlen wandte sich zum Gehen.

„Nein, das will ich nicht.“

Da vertrat ihm August Holler den Weg.

„Das lasse ich mir nicht gefallen! Sie denken wohl, Sie können mit mir umspringen wie Sie wollen?“

„Ich wünsche mit Ihnen nicht zu verhandeln. Zunächst muß Ihre Forderung geprüft werden. Jetzt habe ich keine Zeit dazu.“

„Oha, keine Zeit!“

Egon Gerdahlen riß die Tür auf. Er sah den Kriminalinspektor vom Herrenhause herüberkommen.

„Herr Inspektor, bitte, einen Augenblick!“

Paul Stein kam herbei.

„Was gibt es, Herr Dr. Gerdahlen?“

Egon Gerdahlen berichtete kurz.

Gespannt hörte ihm der Kriminalinspektor zu. Aber weit mehr als der Bericht aus Gerdahlens Mund interessierte ihn etwas anderes.

Er sah den Viehhändler Holler, sah dessen Augen unruhig umherschweifen, sah Tücke und Arglist in dessen Blicken, sah zwei derbe, zu Fäusten geballte Hände und sah unter der Jacke Hollers eine Wollweste hervorleuchten, eine rotbraune Wollweste.

Die rotbraunen Fasern, die er an Joachim Gerdahlens Bett fand. — War das nun die gleiche Farbe? — Was war der da für ein Mensch? —

Zwischen Egon Gerdahlens Worte fuhr jetzt August Holler aufgebrachten Tones.

„Was fällt Ihnen denn ein? Ich komme hierher und verlange mein gutes Recht, und da rufen Sie sogar die Polizei! — Das ist eine Schuftigkeit! Sie sind ein ganz gemeiner Kerl, Sie wollen mich wohl um mein Geld bringen, he?“

Paul Stein hob die Hand.

„Wozu diese Aufregung? — Sie müssen doch begreifen, daß Herr Gerdahlen Ihre Forderung überrascht, daß ihm die ganze Sache sonderbar vorkommt. — Joachim Gerdahlen war bei seinem großen Vermögen ganz offensichtlich nicht irgendwie genötigt, sich Geld zu leihen.“

„Aber er hat es doch getan. Was kann ich denn dafür.“

„Lassen Sie mich einmal die Schuldurkunde lesen!“

Zögernd zog August Holler das Papier wieder hervor. Er schien es auch jetzt nicht aus den Händen geben zu wollen.

Da kam er jedoch bei Paul Stein schlecht an.

„Geben Sie her!“

„Ich denke nicht daran!“

„Hören Sie, ich fordere Sie jetzt in meiner Eigenschaft als Kriminalinspektor auf, mir das Papier zu geben! — Aber etwas rasch, ja!“

August Holler brauste auf.

„Ja, soll denn das ein Verhör sein? Ich werde mich beschweren!“

„Das können Sie ruhig tun. — Den Schein!“

Da leistete der Viehhändler nicht länger Widerstand.

Paul Stein hielt das Papier in der Hand und überflog die Zeilen.

Er winkte Egon Gerdahlen und den Gutsinspektor herbei.

„Sind das Joachim Gerdahlens Schriftzüge?“

„Ich meine schon.“

„Man möchte es annehmen.“

August Holler lachte gereizt auf.

„So, Sie möchten es annehmen! Das ist ja recht schön! — Geben Sie mir lieber mein Geld! — Oder habe ich es vielleicht schon erhalten? Bin ich schon befriedigt worden?“

Paul Stein dachte über den Inhalt des Schuldscheins nach. Er forschte.

„Sie waren am 22. August hier auf Hohenfried?“

„Jawohl.“

„Wer hat Sie gesehen?“

„Dort, Herr Finkemann. Ich habe mit ihm abgerechnet.“

Fragend sah Stein den Genannten an. Finkemann bestätigte.

„Das stimmt, am 22. August war Herr Holler hier. Als er gehen wollte, kam Herr Joachim Gerdahlen vorbei und sagte, er solle einmal mit zu ihm kommen, er möchte mit ihm noch etwas besprechen. Sie gingen hinüber nach dem Herrenhaus. Aber schon nach zehn Minuten kam Herr Holler wieder und verließ Hohenfried.“

„Soso!“

Stein sah den Viehhändler scharf an.

„Und was geschah bei dieser Unterredung?“

August Holler knurrte.

„Was soll geschehen sein? Herr Gerdahlen sagte mir, er brauche dringend Geld und wolle es nicht aus der Gutskasse nehmen; es wäre eine private Angelegenheit; ich solle auch zu keinem Menschen darüber sprechen; er würde mir das Geld bald zurückgeben.“

„Herr Gerdahlen sollte Sie auf diese Art zu seinem Vertrauten gemacht haben?“

„Vertrauter! — Was heißt Vertrauter? — Ein einfaches Geschäft war es, gut! — Na, und ich habe ja gesagt. — Weshalb sollte ich denn nicht?“

„Sie hatten das Geld bei sich?“

„Ja, zufällig. Ich hatte große Abschlüsse gemacht.“

„Und da stellte Ihnen Herr Gerdahlen den Schuldschein aus?“

„Er schlug es mir selbst vor. — Das ist doch alles ganz natürlich. — Ist da etwas Besonderes dabei?“

„Ja und nein. — Sahen Sie Herrn Gerdahlen vor dessen Tod nochmals? Also am 23. August?“

„Allerdings. Ich war auch am 23. August hier.“

„Aus welchem Grunde?“

„Ich wollte Vieh kaufen.“

Paul Stein sah fragend auf den Gutsinspektor.

„Stimmt das?“

„Ja; aber wir hatten damals nichts abzugeben.“

Da sah der Kriminalinspektor den Viehhändler drohend an.

„Bleiben Sie bei der Wahrheit! War das der Grund Ihres Kommens“

„Es ist so! Ich kann nicht anders sagen.“

„Weshalb haben Sie denn nicht am 22. August bei Ihrem Hiersein über den Viehkauf mit Herrn Finkemann gesprochen?“

„Ich hatte es vergessen.“

„Stimmt das, Herr Finkemann? Ist am 22. August nichts von einem neuen Viehkauf gesprochen worden?“

Friedrich Finkemann sann nach.

„Ich glaube nicht. — Allerdings hätte Herr Holler wissen müssen, daß wir vor Anfang September nichts abzugeben hatten.“

„Warum hätte er das wissen müssen?“

„Weil er am 15. August einen großen Kauf mit uns abschloß und ich ihm damals sagte, wir hätten nun drei Wochen lang nichts abzugeben.“

„Was sagen Sie dazu?“

Stein blickte wieder auf August Holler. Der lachte spöttisch auf.

„Verschwören Sie sich nur gegen mich! — Pfui Teufel! — Wenn das der alte Herr Gerdahlen wüßte, er würde schauen!“

„Lassen Sie Ihre Randbemerkungen! — Wußten Sie, daß es auf Hohenfried kein Vieh zu kaufen gab, als Sie am 23. August hierherkamen?“

„Ich dachte eben, es sei vielleicht doch ein Geschäft möglich.“

Fortsetzung folgt.

Kleine Wunderwerke der Natur

Schnee aus blauem Himmel. — Das Sechseck als Grundlage der Schneekristalle. — Wie entstehen die Eisblumen?

Von Albert Heinrich Hähnel

Der Winter naht, und schon beginnt in weiten Teilen unseres Vaterlandes die weiße Decke Feld und Flur zu verhüllen. Gleich kleinen Schmetterlingen, denen sie häufig auch an Größe nicht nachstehen, flattern die Flocken zur Erde. Jede einzelne besteht aus zahlreichen Schneekristallen, besser gesagt: Kristallskeletten, und daneben meist aus einem erheblichen Teil Wasser, vor allem dann, wenn zur Zeit des Schneefalls das Thermometer wenige Grade unter Null zeigt. Das Wasser bewirkt, daß zur Freude der kleinen und großen Kinder die weiße Masse gut „backt“, sich leicht zum Schneeball formen läßt. Je niedriger aber die Temperatur ist, desto trockener, pulveriger zeigt sich der Schnee, desto kleiner sind infolgedessen auch die Flocken.

Am stärksten ausgeprägt sehen wir dies beim sogenannten Polarschnee, der bei Temperaturen von mehr als zehn Grad unter Null und — in unseren Breiten allerdings eine seltene Erscheinung — aus wolkenlosem Himmel fällt. Polarschnee entsteht in trockenen Luftschichten, deren Wasserdampf gerade zur Bildung der Schneekristalle ausreicht, die bei ihm, natürlich unter dem Mikroskop, besonders schön und deutlich zum Ausdruck kommen. Er ist wegen seines Mangels an Feuchtigkeit weißer als gewöhnlicher Schnee und glitzert auch stärker als dieser. Im übrigen unterscheiden sich beide Arten im Wesen nicht von einander.

Sämtliche Schneekristalle verwenden zu ihrem Aufbau das Sechseck, das auch in den bei strengerem Frost unsere Fensterscheiben zierenden Eisblumen zur Geltung kommt. Letztere bilden sich, wenn bei niedriger Außentemperatur das Zimmer Wasserdampf enthält. Die eigenartige, an Farnblätter oder Federn erinnernde Form dieser Eisblumen beruht auf der Neigung des Wassers, stets im hexagonalen System zu kristallisieren. Der in diesem System vorherrschende Winkel von 60 Grad findet sich, wie ein Blick auf ein gefrorenes Fenster zeigt, auch in allen Eisblumen.

Wie entsteht nun dieser kalte Schmuck? Zunächst bildet sich ein sechseckiger Kristall, gleich daneben ein zweiter, ein dritter, zehnter, hunderter. Und zwar zunächst immer unmittelbar auf der Glasscheibe und in der gleichen Richtung, denn aus geheimnisvollen Gründen findet dieser Zuwachs hauptsächlich in der Längsrichtung statt. So entsteht eine Eisnadel, gewissermaßen als Hauptnerv des im Aufbau begriffenen Blattes. Wäre die Glasscheibe völlig glatt, so würde sich dieser Nerv ständig verlängern. Aber sie ist uneben. Staubteilchen, Fettfleckchen finden sich auf ihr; an einer Stelle ist die Wasserschicht ein wenig stärker als an einer anderen. Daher bilden sich die Kristalle nicht immer in der Richtung des Hauptnervs, sondern weichen hier und da von ihm ab. Aber nie anders als unter dem Winkel von 60 Grad. So entstehen die ersten Seitennerven von denen aus den gleichen Gründen — nur immer unter dem genannten Winkel — wieder neue abzweigen.

Doch aus der Zimmerluft schlägt sich neuer Wasserdampf auf den im Entstehen begriffenen Eisblumen und zwischen deren Haupt- und Seitennerven nieder. Von neuem beginnt der Kristallisationsprozeß. Ein weiteres Blatt, durch die schon vorhandenen im Wachstum beschränkt, sucht sich zu bilden. Von rechts und links kommen andere Blätter hinzu, die gegen einander oder gegen früher entstandene stoßen. Vereinzelte Stellen der Scheibe, die zufällig trocken waren, bleiben auch ganz von Eisbildung frei. So erklären sich die seltsamen Gebilde, die uns am Morgen erzählen, daß während der Nacht das Thermometer wieder erheblich unter den Nullpunkt gesunken ist. Der regelmäßige Aufbau läßt sich aus den angegebenen Gründen in dem Durcheinander nur schwer, und auch dann meist nur an einzelnen Stellen, erkennen. Aber der scharfe Beobachter vermag ihn doch zweifelsfrei mit voller Bestimmtheit nachzuweisen.

Zu diesem Zwecke gibt es übrigens ein einfaches, allerdings nur wenig bekanntes Mittel. Man legt bei Frostwetter ein gut gereinigtes Spiegelglas möglichst waagerecht ins Freie und übergießt es langsam und vorsichtig mit Wasser, in das man feines Eisenoxyd oder auch Knochenschwärze getan hat. Das Pulver ist zuvor mit einer geringen Menge Wasser „angesetzt“, da es sonst oben schwimmen würde. Mittels eines Pinsels verteilt man es recht gleichmäßig und dünn auf der Scheibe, wobei man darauf zu achten hat, daß diese wie das Wasser bei Beginn des Versuchs etwa Zimmertemperatur aufweist. Sobald nun die Eisbildung beginnt, sehen wir die Nadeln sich formen und das Pulver in der Flüssigkeit vor sich her schieben. Schließlich zeichnen sich die Eisblumen deutlich gegen den dunklen Untergrund ab. Man muß sich nur hüten, die Spiegelscheibe ins warme Zimmer zu bringen und das Eis aufzutauen; dann ist es natürlich mit der Herrlichkeit sofort zu Ende. Läßt man sie jedoch ruhig draußen liegen und hält der Frost an, so verschwindet das Eis nach kurzer Zeit von selbst. Es verdampft, ohne erst in den flüssigen Aggregatzustand überzugehen. Auf der Spiegelscheibe bleibt aber im dunklen Pulver das Bild der Eisblumen zurück, das uns noch in der Hitze der Hundstage die Kälte des vergangenen Winters angenehm ins Gedächtnis zurückruft.

Hochzeit in der Morgenstille.

Biblische Bräuche herrschen noch im fernen Korea.

Von Wenzel Ortlepp.

Es liegt nahezu außerhalb unseres Gesichtskreises, Korea, das Land der Morgenstille. Es macht einen etwas hilflosen Eindruck, das verhältnismäßig kleine Land, das zwischen China, dem Reich der Mitte, und dem unternehmungslustigen Reich der Aufgehenden Sonne, Japan, eingeschlossen ist. Ein armes Völkchen haust dort. Aber es hat den Verlust seiner nationalen Selbständigkeit noch immer nicht verschmerzt, wie das Attentat beweist, das vor einigen Monaten ein Koreaner auf einen hohen japanischen Beamten ausübte. Und es hält auch noch immer an seinen alten Bräuchen fest.

Aus der Bibel kennen wir alle die Geschichte von dem Erzvater Jakob, der sieben Jahre um Rahel diente. Die Geschichte liegt schon einige Jahrtausende zurück. Aber in Korea geschieht sie auch heute noch alle Tage. Dort gibt es nämlich wie in alter Zeit den Frauenkauf. Die Familie des Bräutigams überreicht der Familie der Braut einen mehr oder weniger großen Betrag. Wenn nun der Freier ein armer Schlucker ist, dann darf er der Familie der Erwählten solange Dienste leisten, bis die dargebotene Arbeit als ein ausreichender Entgelt für das junge Mädchen erachtet wird.

Natürlich gibt es auch dort Männer, denen das lange Dienen lästig ist. Wer die Zeit nicht abwarten kann, der raubt die Braut einfach. Das ist begreiflicherweise nicht immer gern gesehen und kommt daher auch nicht besonders häufig vor. Aber derartige Entführungen geschehen im Lande der Morgenstille noch immer.

Natürlich schreitet die Obrigkeit nach Möglichkeit dagegen ein. Und sie verbietet auch die Kinderheirat. Aber der Brauch, ein Mädchen von sechs Jahren zu verehelichen, ist noch nicht ausgestorben. Früher war es in Korea allgemein Sitte, daß die Jungfrau mit zehn Jahren unter die Haube kam. Heute, seit mehr als einem Vierteljahrhundert, ist die Kinderehe verboten. Aber nach den amtlichen Feststellungen waren es von 1927 bis 1931 mehr als 55 000 Mädchen, die vor der Erreichung des 15. Lebensjahres heirateten. Im Jahre 1931 allein betrug diese Zahl nahezu 9000.

Der Grund liegt darin, daß eine derartig jugendliche Frau leicht zu erringen ist. Kein Mann will dort Junggeselle bleiben. Denn dieser Stand ist im Lande der Morgenstille geradezu verachtet. Und alle die armen Schächer nun, die das Geld für eine „ausgewachsene“ Frau nicht aufbringen können, begnügen sich mit einer solch jugendlichen Lebensgefährtin. Sie gelten dann nicht länger als Junggesellen, obwohl sie es in Wirklichkeit natürlich noch sind. Sache der Regierung ist es also, die alten Bräuche mit den heutigen Begriffen von Recht und Sitte in Einklang zu bringen. Was allerdings oftmals eine schwierige Sache ist.

Zarte Nerven.

Auf dem Bahnhofsvorplatz in Dresden stehen mehrere Bänke. Auf einer von ihnen hat es sich ein „Speckjäger“ der Länge lang bequem gemacht. — Kommt eine „Streife“ und fragt: „Nu, heeren Se, mei Gutster, Sie wollen doch hier beileibe nich' nächdigen?“ — Antwortet der Gemütsmensch: „Nich' doch, Herr Wachtmeister, ab'r gennd'n Sie vielleicht veranlaff'n, daß die Autos e' bissel leiser hub'n?“